

Bären, Schamanen und Wikinger

Der Inuit-Bildhauer Jonas Faber schlägt eine Brücke zwischen Grönland und Kanada

Von Thomas Waldmann

Basel. Jonas Fabers Bären sind anders, weniger putzig als manche Eisbären der kanadischen Inuit-Kunst. Die Bärenplastiken aus Speckstein, die in der Canadian Arctic Gallery zu sehen sind, haben Kraft und Eleganz, sind in ihrer Haltung verblüffend gut erfasst. Zugleich hält der Künstler sie etwas auf Distanz, Augen sind auf den länglichen Schädeln nur eingeritzt in die sorgfältig bearbeitete Oberfläche des Steins.

Faber, der in Summerland in British Columbia, östlich von Vancouver, lebt, ist auch ein versierter Jäger, aber auf Bären schießt er nicht, höchstens mit der Kamera. Er hat Respekt vor Bären – scheint ihnen auch als Künstler nicht zu nahe treten zu wollen. Das gilt auch für die Plastiken von tanzenden Bären. Ein Bär thront auch auf dem Umiak, dem Inuit-Familienboot – eine Transformationsgestalt: Ein Schamane hat sich in einen Bären verwandelt, er wacht über die Menschen auf dem Boot, das von der Meergottheit Sedna (halb Frau, halb Fisch) begleitet wird. Hier kommen an Tradition geschultes Handwerk, künstlerische Freiheit und Respekt vor dem mythischen Stoff schön zusammen.

Persönlicher Stil

Faber kam 1974 nach Kanada; geboren wurde er 1944 in Grönland. Der Vater war Däne, die Mutter eine Grönland-Inuit. Er war Navigator auf Hochseeschiffen und Hafenmeister. Von seiner Inuit-Herkunft geprägt, zog es ihn vom dänisch kontrollierten Grönland weg. Er ging nach Kanada, wurde Lehrer in einem Indianer-Reservat und begann mit Speckstein und Inuit-Kunst zu handeln. Als er ein beim Transport zerbrochenes Stück reparierte, entdeckte er seine Begabung als Bildhauer. Er liess sich von der kanadischen Inuit-Kunst inspirieren und suchte seinen eigenen Stil. Dieser werde heute von einigen Inuit-Künstlern Kanadas kopiert, erzählt Faber nicht ohne Stolz.

Trommler, ein Bär im Kajak, eine grosse, innige Wärme und Liebe ausstrahlende «Mutter-und-Kind-Plastik»,

Eulen – Fabers Kunst bewegt sich klar in der Motivilk der kanadischen Inuit, und doch hat er einen sehr persönlichen Zugriff. Etwa bei der zauberhaften, tanzenden Sedna; die Meergöttin, die vom Schamanen besänftigt werden muss, wenn sie zornig ist über die Menschen und die Fischer kaum etwas fangen, ist sonst behäbig, korpulent. Diese hier ist schlank, zart, geschmeidig. «Eine junge Sedna?», fragen wir. Der Künstler nickt nur und schmunzelt.

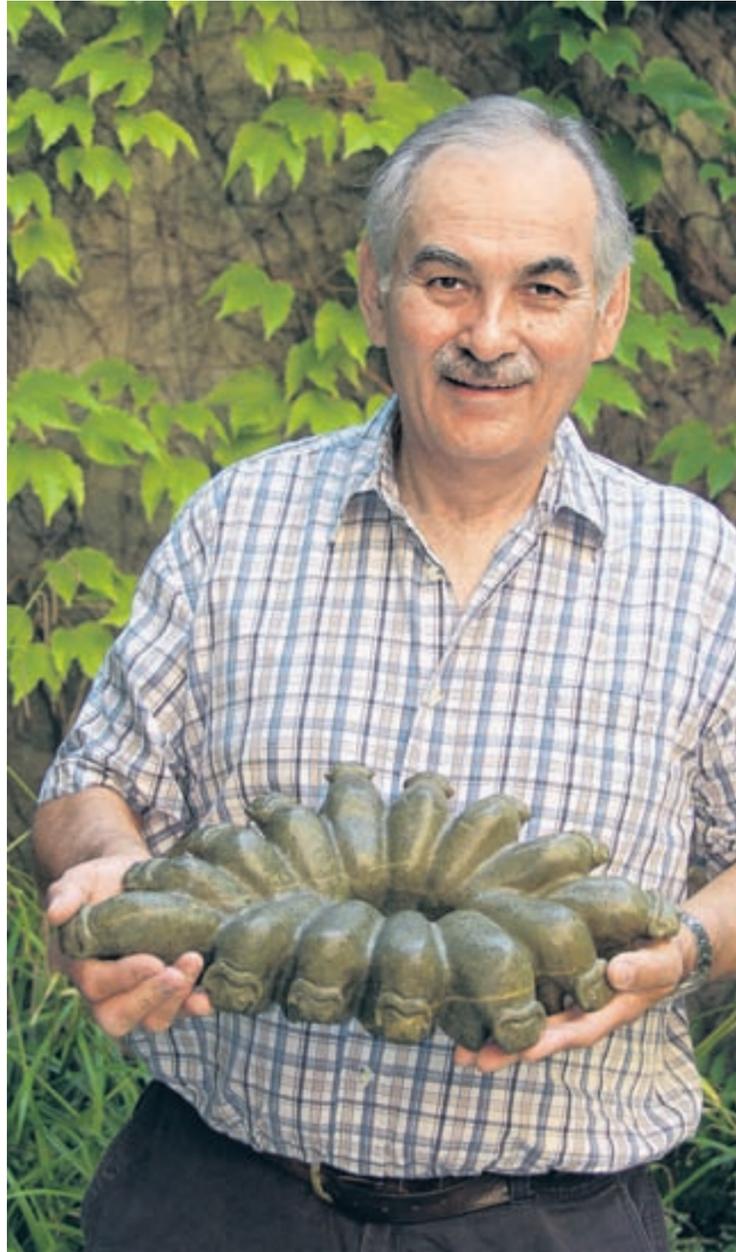
Fest auf dem Boden stehen dagegen die 14 Moschusochsen, die eine Art Verteidigungsring bilden. Faber beschäftigte sich vor seiner Reise in die Schweiz mit unserer Geschichte – seine Plastik erinnerte ihn dabei an die Schweiz, die sich aus Kriegen heraushalten konnte; ein wenig ähnelt das Stück auch der Form der Schweiz, aber das ist Zufall.

Göttliches Gespräch

Bei unserem Besuch in der Galerie erweist sich Jonas Faber als fesselnder Erzähler. Besonders am Herzen liegt ihm neben seiner Kunst die Erforschung einer Wikinger-Siedlung im Süden Grönlands – Brattahlid; von dort aus brach Erik der Rote nach Nordamerika auf, und dort entstand vor rund 1000 Jahren die erste christliche Kirche Grönlands – beziehungsweise des nordamerikanischen Kontinents, zu dem Grönland geografisch gehört. Faber setzte sich 1991 dafür ein, dass diese archäologische Stätte von der Unesco in die Liste des Weltkulturerbes aufgenommen wird; die entsprechenden Planungen sind im Gang. Ausserdem sammelte er Geld für den Bau der Rekonstruktion dieser Kirche.

In der Gestalt des nordischen Gottes Odin finden die Wikinger auch Eingang in Fabers Kunst. Eine Plastik zeigt ein Wikinger-Schiff, darin sitzen Odin und Sedna. Sie müssen einander begegnet sein, meint er. Was sie miteinander geredet hätten? «Well, some godly talk», meint Faber verschmitzt.

Canadian Arctic Gallery, Basel. Spalenvorstadt 5. Jonas Faber, bis 8. Oktober. Ab 21. Oktober: Cape Dorset Annual Print Collection 2011. www.inuit.ch



Moschusochsen. Sie erinnern Jonas Faber an die Geschichte der Schweiz.

bergblick



Es steht ein kleines Männlein

Von Sibylle Berg

Immer, wenn nichts mehr geht, keine Wahlen anstehen, keine Flutwellen, kommen die Nacktwanderer wieder in den Fokus der Öffentlichkeit. Aktueller Aufreger in den Foren (das ist, was man als Zeitung heute zur Leserbindung so hat): Eine Schweizer Maturandin möchte zwischen Wald und Goldau einen Nacktwanderweg einrichten. Keine schlechte Idee, es gibt ja auch Nudistencamping und -strände, aber irgendwie geht es in der öffentlichen Diskussion nicht darum. Sondern um das Recht, überall und immer nackt zu sein – die einen fühlen sich belästigt, die anderen werfen ihnen Prüderie vor, und immer wieder heisst es: Wir sind doch nackt geboren. Sicher. Wir sind auch dazu gemacht, nackt zu überwintern. Draussen.

Ich möchte die Diskussion beilegen, indem ich anordne: Nichts wie her mit dem abgegrenzten Wanderweg, es hat ja genug Platz. Denn wie ich mich fühlte, käme mir ein nackiger Mann entgegen, wenn ich alleine mit meinem Pilzkorbchen durch den Wald schlenderte, kann ich mir gut vorstellen. Bei all der Diskussion über verklemmte Schweizer vergessen wir: Die Wahrscheinlichkeit, dass die junge Maturandin alleine nackt durch den Wald wandert, ist verschwindend gering. Es wäre in einer Welt der ausgewogenen Machtverhältnisse eigentlich vollkommen egal, wie Menschen durch den Wald stromern. Da wir aber immer noch in einer männlich dominierten Gesellschaft leben, ist ungefragt vorgezeigte Nacktheit, besonders männliche, eine latente Bedrohung.

Tut mir leid, liebe Jungs, solange jede dritte Frau wenigstens einmal im Leben Opfer männlicher Gewalt ist, sieht es nicht so rosig aus für heiter schwingende Geschlechtsteile. In meinem Leben haben mir rund hundert Männer unangefordert ihre Geschlechtsteile gezeigt. Von männlichen Bekannten ist mir nicht ein umgekehrter Fall bekannt. Können Sie sich vorstellen, dass eine Frau alleine im Wald nackt wandern geht? Und dann auf eine Gruppe Männertagsausflügler trifft? Schöner Gedanke. Unsere Welt ist leider nicht perfekt. Geschlechtsteile sind eben auch für sexuelle Handlungen am Menschen befestigt worden, und mit ihnen wird viel Mist angestellt. Frauen, die Männern nicht unter Drogen stehend ungefragt Genitalien zeigen, mag es geben, beeindruckt aber keinen, bedrohen nicht besonders, und darum, ja, läuft und radelt nackt. Geht nackt Schiessen und Jagen, aber nur da, wo ihr sicher seid, keinem auf die Nerven zu fallen.

In der Kolumne «bergblick» erklärt uns Sibylle Berg jeden Samstag die Welt.

Vom Versuch, Sinn ins Leben zu bringen

Start der Zürcher Schauspiel-Saison mit «Leonce und Lena», inszeniert von Hausherrin Barbara Frey

Von Tobias Gerosa, Zürich

Den Anfang macht Robert Schumann. Prinz Leonce steht kopf und lässt sich vom Hofmeister «Hör ich das Liedchen singen» aus der «Dichterliebe» vorsingen. Erzromantik aus zweiter Hand, denn für die tumbe Hofschranze löst sich nichts in «übergrosses Weh» auf. Es ist der träge Prinz, der sich in Melancholie suhlt, Sandkörner zählt oder 360-mal auf denselben Stein spuckt.

«Alles nur Pose?», fragt man sich bei Jirka Zett, der mit seinem Jünglingsgesicht und locker-teurem Anzug wie ein gelangweilter Angehöriger der Jeunesse dorée daherkommt, die sich zwischen den Edelboutiquen der Bahnhofstrasse die Zeit totschlagen. Dort und vor einem bekannten Delikatessengeschäft im Niederdorf siedeln Bühnenbildnerin Bettina Meyer und Kostümbildnerin Bettina Walter (das mit Frey bewährte Team) die so zauber- wie rätselhafte Komödie Büchners an.

Stummes Volk

Wir stehen mit den Figuren vor zwei Schaufenstern: mal Kleider oder Taschen, mal Hotel oder Werbeplakat – aber immer schön draussen auf dem Trottoir. So bekommt das Publikum fast den Part des gestrichenen und auch bei Büchner stummen Volkes. Können wir uns einen Bediensteten leisten für unsere Wehmut oder die Menge an Einkäufen von König Peter? Regisseurin Barbara Frey entfernt mit dem Volk zwar die konkretste politische Szene des Stücks (und ersetzt sie mit der Polizistenszene aus dem Nachlass), sie entfernt mit der unübersehbaren Situierung im Heute



Jeunesse dorée. Leonce (Jirka Zett) und Lena (Sarah Hostettler). Foto Matthias Horn

das Märchenhafte – allerdings ohne ihm nur irgendetwas von seiner Atmosphäre und seinem Esprit zu nehmen.

So doof Jan Bluthardts Hofmeister und Sean McDonaghs Präsident in ihren Perücken sind, so haarsträubend dumm Michael Neuenschwanders König Peter sich mit seinem ewigen «Aha» auch gibt: Man spürt den Abgrund hinter dem Lächerlichen, die unablässigen Versuche, Gefühl und Sinn in ihr Leben zu bringen, mit Schumann oder Shopping oder Zynismus. Auch Rosetta, dieser eigenartigen und nur in einer einzigen Szene auftauchenden Figur der Mätresse (Li-

lith Stangenberg sucht die Abgründe zu offensiv), gesteht die Regie trotz Leonces Geld und neuer Designausstattung aus dem Vuitton-Shop kein Glück zu – abgesehen von der Musik die einzige modernisierende Anspielung.

Philosophischer Narr

Claus Boesser-Ferraris Gitarre prägt die Inszenierung mit. Stärker atmosphärisch, indem sie Hopper-hafte Situationen schafft, als in den als Stilmittel nicht immer überzeugend eingeschobenen Songs. An Büchners Sprache mit ihren Wortspielen, Andeutungen, mit

ihrer so klaren und demaskierenden Zeichnung der Figuren haben Regisseurin und Ensemble hörbar gefeilt.

Valerio, dieser philosophische Narr, wird als junkiehafter Aussenseiter eingeführt und Markus Scheumann hält ihn meisterhaft auf der Schwebe von messerscharfem Irrsinn und staubrockener Schärfe und zieht Leonce mit. Frey und Zett deuten irrlichternd eine flirrende Entwicklung Leonces an, vertrauen dem Text aber genug, diese als Andeutung stehen und ihn in seiner vertrackten Faszination wirken zu lassen. > www.schauspielhaus.ch

nachrichten

literatur

Tahar Ben Jelloun geehrt

Osnabrück. Der marokkanische Autor Tahar Ben Jelloun ist am Freitag mit dem 11. Erich-Remarque-Friedenspreis ausgezeichnet worden. Der 66-Jährige wurde vor allem für sein Werk «Arabischer Frühling» gewürdigt, mit dem er sich für das friedliche Miteinander von Christen und Muslimen einsetzt. DPA

film

Otakar Vavra gestorben

Prag. Der tschechische Filmregisseur Otakar Vavra («Die Hexenjagd») ist am Donnerstag im Alter von 100 Jahren gestorben. Bei ihm lernten die späteren Oscar-Preisträger Jiri Menzel und Milos Forman das Handwerk. Auch Emir Kusturica studierte bei Vavra. SDA